

## Der Künstler als Vagabund

Ein Vagabund zu sein klingt vielleicht despektierlich, doch dieser negativ besetzte Begriff beschreibt auch einen ruhelosen, umtriebigen Menschen. Einen Suchenden. Denn der Weg ist das Ziel. Zumindest ist das meine Überzeugung, obwohl diese Haltung mit Verzicht verbunden ist.

Neugier treibt einen voran, manchmal auch die Umstände. Genetische Veranlagung? Wissenschaftler scheinen solche Thesen aktuell wieder zu unterstützen. Der Väterliche Großvater kommt ins Spiel: der lebte fest verwurzelt im Eichsfeld als Sargtischler und Maler mit Nebenerwerbslandwirtschaft. Karl pflegte Meilensteine und Wegmarken in einem Tagesmarsch-Radius um sein Dorf und hatte somit ein relativ sicheres Auskommen. In die weite Welt konnte er nicht, und dachte auch nicht daran. Also malte er in seiner Freizeit kleine Andachtsbilder und dachte eventuell durch sein Tun Sünden wiedergutzumachen sowie sich ein Türchen ins Himmelreich offenzuhalten.

Düsseldorf, Lübeck, Rostock, Danzig und Leipzig – in den 1950er Jahren Bad Kissingen. Diese Orte prägten das Leben meines umtriebigen Großvaters, der als Zivilingenieur mit Haut und Knochen selbstständig war. Der Flucht genannte Umzug von Leipzig nach Bad Kissingen geschah nicht freiwillig. Denn Oskar war zwar kein Grüner aber unbewusst einer der ersten Umweltschützer. Denn er entwarf Entstaubungsanlagen für die Industrie, während er einen großen Sechszylinder fuhr.

Mein Vater, geboren im Eichsfeld, wuchs in einem holländischen Kloster auf, studierte in Münster und Leipzig. Meine Mutter traf er hier. Nach dem Krieg zeugte er mich als letztes von vier Kindern – in Döbeln, wo er eigenständiger arbeiten konnte als in der Großklinik Sankt Georg unter stalinistischer Führung. Meine Geburt war aus heutiger Sicht ein böses Omen, denn wie wir wissen, wird aus letzten Kindern meist nichts „Ordentliches“, einige werden gar Künstler – wie Van Gogh.

In der mittelsächsischen Kleinstadt Döbeln bezog ich nach dem Studium mein erstes Atelier, nahe der Mulde. Denn damals wurde sanfter Druck ausgeübt, um junge Künstler aufs Land zu schicken, um eine Konzentration dieser eher unzuverlässigen Zeitgenossen in Leipzig zu verhindern. Drei Jahre waren ausgemacht. Die SED-Kreisleitung kannte mich von früher her als negativ-dekadenten Jugendlichen, und es eskalierte. Ein Glück war das alles doch, denn unser Weggang 1986 per Ausbürgerung bewahrte uns vor der großen Flut, die mein ehemaliges Atelier und alles darin Befindliche zerstört hätte.

Meine Wurzeln durcheinandergekommene: Rheinländer im Blut, Sachse im Boden und als Katholik getauft. Ich selbst bezeichne mich unbescheiden als Freidenker und Weltbürger. Der Rheinländer ähnelt dem Sachsen, aber der Badener tickt anders von dem ich ein Viertele Blut in mir habe. Mit dem Direktor des Badischen Landesmuseums trank ich einige Viertele Wein und er erklärte, milde lächelnd, dass Assimilation in diesem Kleinstaat mindestens drei Generationen dauert. Ich verstand, warum Max Klinger gleich nach seinem Studium in Karlsruhe zurück nach Leipzig ging. Denn wenn man da zu lange weg ist, ist man auch der von da. Also von da, wo man von da ist. Künstler in Ost und West. Eine noch speziellere Sache und noch lange nicht ausgestanden.

Studios und Ateliers beeinflussen die Kunst. In Karlsruhe fand ich Unterschlupf bei Verwandten und entkam so dem Aussiedlerheim in Gießen, wo ich später ausstellte. Nicht in dem Heim aber in der Kunsthalle. Durch meine Tochter, die in Gießen etwas brauchbares studierte lernte, ich Christian kennen, der mir bei meinen Schreibversuchen half da er was mit Literatur machte. Leerstand gab es nicht nur nach dem Untergang des SBZ in Leipzig, sondern 1986 auch in Karlsruhe. Also fanden wir großzügige Räume, die wir bis zu unserm endgültigen Umzug 2020 nach Leipzig nutzten.

Ausstellen in Karlsruhe war als Reingeschmeckter nicht einfach, also schaute ich mich um. Köln war ein guter Anfang, und andere Orte folgten. Sogar die Schwaben konnten mit einem Sachsen etwas anfangen. In Karlsruhe blieb es nicht bei einem Atelier. Ein größeres Werk bearbeitete ich in einem Atelier in der Karlsruher Sofien-Straße und 1992, nach den Morden der Rechtsradikalen, besetzte ich einen Raum in den IWKA-Werken, um meiner Wut skulpturalen Ausdruck zu verleihen. Später zogen das ZKM, die HfG und die Städtische Galerie dort ein, und der Traum der freien Szene endete.

In den späten 1980er Jahren war Grasberg bei Worpsswede für mich ein Schaffensort. Ursächlich war das Kölsch, getrunken nach langen Kunst-Messetagen. 1989 gab es eine Ausstellung mit dem Titel „Bilderstreit“, die sehr umstritten war. Über Kunst wurde schon immer gestritten, und das ist gut so. Und sollte wieder getan werden. Aber bitte über Kunst und nicht über sich Kunst nennende von Menschen hergestellte Gegenstände.

In den 1990er Jahren arbeitete ich also in Grasberg mit dem leider verstorbenen Paul-Uwe Dietsch zusammen. Wir schufen das Projekt „In Spirit of Rubens“. Dieses wurde in Köln und anderen Orten ausgestellt und freundlich besprochen.

Später arbeitete ich in Zürich im Auftrag eines ziemlich verrückten Menschen an einem 5 Meter hohen Gemälde mit dem Thema Höllensturz. Nicht das mich so sehr der Sturz in die Hölle beschäftigen würde. Diese Stürze ist einfach großes Theater und eine bildnerische Herausforderung.

Übrigens: Schon kurz nach dem Fall der Mauer zog es mich zurück nach Leipzig. 1995 lud mich ein Studienfreund zum 2. Sommeratelier in die Buntgarnwerke ein. Seitdem hat mich das Leipzig-Fieber gepackt. Doch es dauerte, bis wir endgültig umzogen. Ab 2007 hatte ich ein bescheidenes Atelier in der Pittlerstraße. Eine Maschinenhalle in der DREMA von vielleicht eintausend oder mehr Quadratmeter. Darin ein White Cube von bescheidenen 250 qm.

2002 erhielt ich den Auftrag, ein 60 qm großes Altarbild für eine Kirche im Hohenlohischen zu malen. Dieser überraschende Angriff von unerwarteter Seite brachte mich zur klassischen Aktmalerei zurück. Die Nacktheit war in Leipzig eine Selbstverständlichkeit, im Westen jedoch nicht. Also gab es Probleme.

Bundesimmobilienvermögen wird oft nicht wie Vermögen behandelt. Nachdem die DREMA in der Pittlerstraße durch die Verwaltung unbrauchbar gemacht wurde, stand ein weiterer Umzug an. In der Buschstraße legte ich die Modelle auf Sofas und schrieb nebenbei meinen zweiten Roman zu Ende der den Titel hat „Morgen, morgen wird alles zu einem guten Ende kommen“. Dieser Titel ist wiederum der letzte Satz von Dostojewskis „Der Spieler“. Wobei wir kurz vor dem Ende dieses kleinen Lebenslaufes wieder beim Vagabunden gelandet wären, denn sie teilen vieles mit den Spielern.